

### Kleines Feuilleton.

**Die Schuhe der Pianistin.** Ein Gegenstück zu dem Kopf-schneider, der vor kurzer Zeit die Dessenlichkeit beschäftigte, lag einer Anklage wegen Diebstahls zugrunde, die den Tischler Fritz Eißler vor das Schöffengericht I in Berlin führte. — Der 24-jährige Angeklagte hat seit einigen Jahren eine besondere Vorliebe für Damenschuhe. Diese sonderbare Schwärmerei hat den Angeklagten zu dem jetzt zur Anklage stehenden Diebstahl verleitet. In einem Pensionat in der Potsdamerstraße logierte im Dezember vergangenen Jahres eine russische Pianistin namens Czarnowa-Erwitschanoff. Eißler war im selben Hause Tischler. Das Sinnen und Trachten des Angeklagten war darauf gerichtet, ein Paar Schuhe von der Künstlerin zu beschaffen. Am 21. Dezember vorigen Jahres, am helllichten Tage, schlich sich E. in das Pensionat und fand hier nach langem Suchen das Zimmer der Künstlerin. Einige Sekunden später verließ der Angeklagte, ein Paar zierliche Lederschuhe freudig erregt aus Herz drückend, auf denselben Schleichwegen, wie er gekommen war, wieder das Pensionat. Der Diebstahl blieb anfänglich unauferkannt. Eines Tages wurde jedoch der Angeklagte beobachtet, wie er einen Lederschuhe jätlich freudig betrachtete. Bei einer Hausdurchsuchung wurden die gestohlenen Schuhe, denen Eißler einen besonderen Ehrenplatz gegeben hatte, wieder aufgefunden. Rechtsanwalt Dr. Cohnmann führte den Nachweis, daß der Angeklagte die Tat in einer krankhaften Verirrung verübt habe. Wenn E. an einem Schuhwarengeschäft vorbeikomme, in dem elegante Damenschuhe ausgestellt sind, so warte er schon beobachtet worden, wie er stundenlang, völlig schweigmäßig, sich an dem Anblick der Schuhe weidete. Staatsanwalt Köhbe beantragte fünf Tage Gefängnis. Der Gerichtshof erkannte indes auf Freisprechung.

**Der gepanzerte Schäferhund.** Ein Schäfer, der des Bieren mit seiner Herde Lemke i. Mann, passiert und dessen Schäferhund regelmäßig von einem großen Dorschhunde gebissen wird, hat sich längere Zeit damit, daß er seinen Begleiter in ein Stück Stahl steckte und so durch das Dorf trug. Da ihm dies schließlich lästig wurde, versetzte er auf eine großartige Erfindung. Er ließ für seinen Hund ein Lederfutteral herstellen, das den ganzen Hund einhüllte, so daß nur Kopf und Schwanz hervorragen, das Futteral war vorher mit Nägeln ausgeschlagen, deren Spitzen von innen nach außen gingen. Der jetzt also gepanzerte Schäferhund, der mit seinem Lederkoller einem Igel ähnlich sieht, dürfte für die Dorschhunde in der Tat ein wenig verletzende Angriffswaffe bilden.

**Ein zweifelhaftes Haus — gestohlen.** Die Diebe leisten sich immer erstaunlichere Stücke. Das ein ganzes, ziemlich italienisches und massiv gebautes Wohnhaus gestohlen wird, dieser in Deutschland wohl einzig dastehende Fall, hat sich jetzt in Halle a. S. ereignet. Wie von dort gemeldet wird, ist ein an der Wörlitzerstraße gelegenes zweistöckiges Haus vom Erdboden verschwunden und von den Spitzbuben „verschibert“ worden. Das Haus war Erben zugeworfen, die in Berlin ihren Wohnsitz haben. Es blieb seit einiger Zeit unbesetzt, und erst gestern traf der Erbe in Halle ein, um sein neues Besitztum in Augenschein zu nehmen. Da er aber trotz sorgfältigen Suchens in der genannten Straße das Haus nicht finden konnte, nahm er die Hilfe der Polizei in Anspruch. Durch die sofort eingeleiteten Recherchen wurde festgestellt, daß das Haus gestohlen worden ist. Ein „Abbruchunternehmer“ hätte die Niederlegung des Grundstückes ordnungsmäßig bei der städtischen Baubehörde angemeldet und auch die Erlaubnis zur Aufstellung des erforderlichen Bauzuges erhalten, der inzwischen wieder befreit ist. Die weiteren Ermittlungen ergaben, daß der „Abbruchunternehmer“ ein alter Buchhändler Franz Bloch ist, der es mit Hilfe seiner Complicen abriß und sämtliche Teile zu Gelde machte. Der originale Dieb wurde verhaftet; seine Helfershelfer konnten jedoch noch nicht ermittelt werden.

**Die Schnecke als Delikatess.** Wohl manchem unserer Leser wird es noch unbekannt sein, daß die große, weiflichgraue Weinbergsschnecke in gebrotenem Zustande ein sehr schmackhaftes Gericht abgibt und hauptsächlich in Süddeutschland einen beliebten Leckerbissen bildet. Bereits zu den Zeiten des Pompejus und des Cäsar betrieben die alten Römer systematisch Schneckenjagd. Damals hielt man die Schnecken in Umfriedigungen und mästete sie mit einem Brei aus gekochtem Wein, Mehl und Gewürzen. Gegenwärtig sieht die Schneckenkultur in Süddeutschland, Oesterreich und Frankreich in hoher Blüte; in Paris hat man sogar schon Schritte getan, um die Beförderung der Schnecken in Eisen, gleich der Butter und Milch, herüberzuführen. — Eine ausführliche, illustrierte Schilderung enthält die Nummer 11 der Frauen- und Familienzeitschrift „Das Blatt der Hausfrau“. Dasselbe Heft bringt die Auflistung des Verkaufspreises, eine Fülle neuester Sommermoden und Handarbeiten für die Damenwelt und als Gratigbeilage einen Schnittmuster- und Handarbeitsbogen für Damengarderobe. Das Heft kostet 15 Pfennig und ist in jeder Buchhandlung oder direkt beim Verlage Ullstein u. Co., Berlin SW. 68, Kochstraße 22, zu haben.

**Das Matadorengimmer.** Wir lesen in der Prager Bohemia: Ein „Matadorengimmer“ ist das 92. Zimmer des Allgemeinen Krankenhauses in der chirurgischen Klinik des Professors Wolff. Dort liegen in friedlicher Eintracht drei Patienten, die alle unfreiwillige Märtyrer ihrer Sports geworden sind: ein Fechtler, ein Fußballspieler und ein Fechter. Der Fechtler war zu den Ringkämpfen des Theater Varietés in Prag

eingetroffen und ist beim ersten Prager Zusammentreffen mit einem alten Ringkämpfer einem so liebevollen Umarmen und Streicheln — Griffe und Massagen heißt es offiziell — ausgegesetzt gewesen, so daß ihn nun eine Bindegewebeentzündung auf der rechten Hand zur längeren Rückenlage zwingt, was ihn aber nicht hindert, zum Zwecke athletischen Trainings seine linke Hand, mit einer gewichtigen Eisenhand beschwert, täglich 25-mal gegen den Himmel zu strecken. Der Fußballspieler hat sich vor einem Wettspiel seiner Mannschaft, mit dem Einrammen der Goalstangen beschäftigt, bei dieser Regierätigkeit mit bloßen Knien so lange im Schnee gekniet, bis ihn eine tüchtige Erkältung ins Krankenbett brachte und sein Team zum Einstellen eines Ersatzmannes zwang. Der dritte Inasse des Zimmers, der Fechter, hat, als er seinen Fehlsport in der Halle anwandte, durch einen unglücklichen Zufall eine anfangs nicht unbedeutende Verletzung erlitten; der junge Mann ist glücklicherweise fast vollständig genesen, fährt seinen neuen Schlafrock im Krankenhausgarten spazieren und freut sich seiner baldigen Rückkehr zum Studium. Wer aber in der Tatsache einer zufälligen Anwesenheit von drei Sportleuten im selben Krankenzimmer einen Beweis für die Schädlichkeit von Leibesübungen erblicken wollte, wer deshalb ironische Betrachtungen über „Kraft und Gesundheit“ anstellen wollte, der sei auf die Hunderte anderer Patienten des Krankenhauses hingewiesen, die ihre Krankheiten und Gebreden durch Vererbung, Ansteckung oder gar bei der Ausübung ihres Berufes erhalten haben und denen es leider nicht so gut geht, wie den Inassen des „Matadorengimmers“, denen das Leben über das gemeinsame Schicksal ihrer unfreiwilligen Märtyrerhaft die Refondestenz beschleunigt.

**Ein französisches Fahnenmuseum.** Aus Paris wird berichtet: Der Direktor des französischen Heeres-Museums, General Rieg, hat jochen die Einrichtung eines historischen und beschreibenden Katalogs der Fahnen, die von Franzosen in den Kriegen der Vergangenheit vom Feinde erbeutet wurden, beschloffen; alle diese Trophäen sollen dann an einem einzigen Ort, der Invalidenkirche, vereinigt werden, während sie bisher an den verschiedensten Orten verstreut sind. Die Mehrzahl dieser erbeuteten Fahnen sind allerdings schon jetzt in den Gewölbungen der Invalidenkirche aufgehängt. Es sind nahezu 400 Fahnen, Standarden, Plaggen und Fähnlein, die vom Feinde erbeutet wurden. Nur verhältnismäßig wenige davon stammen aus den Kriegen des ersten Kaiserreiches, je 80 aus Spanien und Oesterreich, 7 sind englisch, eine italienisch und eine türkisch. Die anderen sind neueren Datums und stammen zumeist aus den französischen Kolonialkriegen, je 112 aus Algerien, 4 aus Mexiko, 10 aus Tonkin usw. Die Fahnen, auf deren Besitz die Franzosen am meisten stolz sind, sind aber, wie der „Gaulois“ hervorhebt, die beiden einzigen, die während des Krieges von 1870 von ihnen erbeutet wurden, die erste am 16. August bei Rezonville und die zweite, die berühmte Fahne der 6ter, die bei Dijon verloren ging.

**Der neue Turbinentorpedo.** der für die Marine der Vereinigten Staaten adoptiert worden ist und augenblicklich bei ihr in vorläufig 400 Exemplaren eingeführt wird, entwickelt, wie wir im 9. Heft der Oxo-Ausgabe von Ueber Land und Meer (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) lesen, eine Geschwindigkeit und erreicht eine Tragweite, wie man sie bisher nicht gekannt hat. Letztere geht bis zu 4000 Yards (1 Yard = 0,914 Meter) und ist bis zu 3000 garantiert. Die Geschwindigkeit beträgt bei 1200 Yards 26 Knoten; in der Geschwindigkeit wird daher gegen den jüngsten Whitehead-Torpedo ein Fortschritt von 5 Prozent erzielt, während die Tragweite sich fast auf das Doppelte der früheren gesteigert hat. Diese Überlegenheit beruht auf der Ausnutzung eines Ueberhitzungsverfahrens, dem die komprimierte Luft zur Erzielung größerer Wärmeausdehnung und Energie unterzogen wird, und auf der Verwendung eines Turbinenmotors. Der neue Torpedo ist ein zigarrenförmiges Stahlgehäuse, das 19 Fuß 9 Zoll lang ist und etwa 18000 Pfund wiegt. Er zerfällt wie der Whitehead in drei Abteilungen. Die erste derselben enthält die Sprengladung, die zweite die Druckluft und die dritte die Turbine und einen rotierenden Regulator des Steuerungsapparates. Der wichtigste und wesentlichste Teil des ganzen Apparates ist die in dem Schwanzstück untergebrachte wunderbare kleine Turbine. Diese besteht aus zwei Stahlrädern von 11 1/2 beziehungsweise 12 Zoll Durchmesser, die höchstens 20 Pfund wiegen. Jedes dieser Räder ist mit 84 Wellenschnecken versehen, auf welche die einströmende Druckluft derart wirkt, daß die Turbine unter Entwicklung von 180 Pferdestärken in der Minute tausend Umdrehungen macht. Dadurch werden die beiden Propellerwellen in Bewegung gesetzt, die sich gegeneinander drehen, in der Minute gleichfalls tausend Umdrehungen machen und dem neuen Torpedo eine Geschwindigkeit und Tragweite verleihen, wie sie bei dem alten Dreieckelmotor des Whitehead gar nicht möglich gewesen wären. Im höchsten Grade sinnreich ist auch die Regulierungsvorrichtung für den Steuerungsapparat. Sie besteht in der Hauptsache nach in einer ständig in Umdrehung befindlichen Turbine, die wirkt, als ob sie von menschlicher Intelligenz besetzt wäre. Sie macht in der Minute 1800 Umdrehungen und verharret dabei stets in derselben Lage, in immer sich gleich bleibender Ebene rotierend. Wendet sich an der Stellung der horizontalen Steuerender auch nur das geringste, so greift der kleine rotierende Apparat sofort regulierend ein und bewirkt durch eine Reihe allerdings sehr komplizierter Vorrichtungen unterzüglich die richtige Einstellung des betreffenden Ruders.

**Weltkatastrophen einst und heute.** Eine Katastrophe wie die von San Francisco bringt heute blüchneil durch die ganze zivilisierte Welt. Das furchtbare Ereignis von San Francisco war am Abend des katastrophalen Tages in Berlin bekannt. Wie war das ehebem? Was wußte man im Herzen Europas um die Mitte des 18. Jahrhunderts von der größten Erdbebenkatastrophe, von dem schrecklichen Elementarereignis, das in dem ersten Novembertagen 1755 Lissabon zerstörte? Wir schlagen den Jahrgang 1755 der Berlinischen privilegierten Zeitung (Vossische Zeitung) auf und finden in der Sonntagsnummer vom 29. November (143. St.) in den politischen Korrespondenzen die Meldung: „Lissabon, vom 18. Oktober. Wir haben hier die Besätigung von dem Kuffande zu Paraguaray erhalten; daß sich das Volk daselbst einen neuen König erwählt habe,“ das war an jenem Tage das Neueste aus der Hauptstadt Portugals. Vier Wochen bereits lag Lissabon in Schutt und Trümmern, und niemand hatte hier eine Ahnung davon. Erst in der nächsten Nummer vom Dienstag, dem 2. Dezember, findet man die ersten, auf Umwegen nach Berlin gelangten Nachrichten von der Katastrophe.



**„Zacherlin“**  
Unerreicht! Nur in Hofphot. Altes in der Gasse!

**Künstlerische Photographie.** Karl Schipper,  
Tel. 2763 31 Rheinstr. 31.

**Moderne - Verlobte - Möbel**  
verlangen von der Darmstädter Möbelfabrik, Hoflieferant, Friedbergerstraße 129. Preisliste mit Abbildungen, 300 Ziffern in allen Sprachen ausgestellt und stets lieferbar.  
Bedeutendstes Einrichtungs- und Mitteldeutschlands.

**Hohenlohesches Grünkernmehl**  
Für rasche Bereitung  
hocharomatischer Grünkernsuppen.



**OXO BOUILLON**  
der **CIE. LIEBIG**

**FLÜSSIG, SOFORT TRINKFERTIG!**  
2 THEELÖFFEL AUF EINE TASSE HEISSEN WASSERS.

**Rheinisch-Westf.**  
Handels- und Schreib-Lehranstalt.  
**38 Rheinstraße 38.**  
Unterrichts-Institut für Damen und Herren.  
*Buchführung einf., dopp., amerik.*  
*Hotel-Buchführung,*  
*Wechsellehre, Scheckkunde*  
*Kaufm. Rechnen, Kontorarbeiten,*  
*Handelskorrespondenz,*  
*Stenographie, Maschinenschreib., Schönschreib.,*  
*Rundschrift.*

Tag- und Abendkurse.

**Beginn neuer 3-, 4-, u. 6 Monats-Kurse.**  
Der Unterricht wird entsprechend dem Verständnis und der Auffassungsgabe jedes einzelnen Schülers erteilt, genau nach den Anforderungen der Praxis.  
Nach Schluß der Kurse: 9555  
**Zeugnis. — Empfehlungen.**  
**Kostenloser Stellen-Nachweis.**  
**Prospekte kostenfrei.**

Einstufiger z. Schulm. Lehrstuhl

**Simonsbrot**

ist das **gesündeste Brot der Welt** und **bester Ersatz für Fleischkost,**

denn es enthält sehr viel Eiweiß und Nährsalze, ist deshalb sehr nahrhaft und wohlschmeckend, wird als **leichtest verdaulich** ärztlich empfohlen und ist nicht teurer als anderes.

In Delikatess- und Butter-Handlungen.

Fabrik: Gebr. Voelkel, Ettwil

Tel. **Conrad H. Schiffer,**  
**3046. Hofphotograph, jetzt Taunusstr. 24**



**Überzeugen Sie sich, dass meine Deutschland-Fahrräder u. Zubehörteile die besten, allerbilligsten sind!**

**Über 100.000 Deutschland-Räder zur größten Zufriedenheit i. Gebrauch.**  
Preisliste, die größte der Branche, unberechnet u. portofrei.

**August Stukenbrok, Einbeck**  
Erstes und größtes Fahrradhaus Deutschlands.



№. 99.

Sonntag, den 29. April 1906.

21. Jahrgang.

## «Frau Lore.»

Roman von J. Jobst.

Fortsetzung.

[Nachdruck verboten.]

Wieblich fuhr fort: „Bis jetzt ist sie immer zufrieden gewesen. Habe ich nicht recht, Britta?“

„Ja, Vater. Wo könnte es schöner sein, wie hier in Rothentann. Mich verlangt nicht nach der großen Welt. Ich würde mich dort gar nicht zurecht finden“, freundlich sah das süßliche Kind zum Vater auf, der ihr strahlend zunickte und dann ganz tiefsinnig sagte: „Ja, ja, mein Kind, du und meine Bäume, ich weiß wirklich nicht, wen ich lieber habe.“

„Die Bäume, Vater“, lachte Britta, „und sieh, Frau Lore macht es dir nach. Da drüben sitzt sie auf der Bank und starrt unentwegt in den Wipfel deines Lieblings, unserer Königsleiche. Kennen Sie Frau von Schulz auch, Herr Assessor?“ wandte sich das junge Mädchen an Schierstedt.

„Zarwohl, gnädiges Fräulein, und ich hatte vorhin schon das Vergnügen, Frau von Schulz begrüßen zu dürfen.“

Also Lore hatte ihn schon gesehen? Darum sah sie wohl unbeweglich auf der Bank. Ein heftiger Schmerz durchfuhr Walters Inneres. „Lore“, rief er über den Rasen herüber; er mußte sie ihren Trübsalreden entreißen. Schierstedt bildete sich vielleicht noch ein, daß er ein Teil an ihren Gedanken habe. Ein verstohlener Blick traf den jungen Mann, dessen heiß entflammte Augen ohne jede Vorsicht auf der lichten Gestalt ruhten, als ob er sie verbrennen wollte. Auf Walters Stirn grünten sich ein paar tiefe Falten, und sie glätteten sich auch nicht, als er seine liebreizende Frau nahen sah.

„Nun Frau Lore“, lachte sie schelmisch — sie schien ganz unbefangen — „aber der Baum weiß gar manches zu erzählen, und ich muß das als Sonntagskind verstehen. Ich gebe mir wenigstens alle Mühe.“

„Sie, ein Sonntagskind, Frau Lore? Postausend, das wußte ich ja noch gar nicht. Drum sehen Sie auch mit solchen klugen Augen ins Leben hinein. Ja, einem Sonntagskind kanns nicht fehlen. Wenn mans doch auch so gut hätte!“ Der Forstmeister lachte behaglich vor sich hin. „Aha, da kommt Jung-Werner, na, der hat sicher einen Sack voll Neuigkeiten. Sie können ihn mir wohl hier lassen, Schulz, er solls gut haben.“

Walter, der dicht hinter dem Sprechenden herging, drückte ihm plötzlich heftig die Hand: „Können ihn nicht wissen, unseren Jungen, Forstmeister. Ganz Hoffelde würde dagegen rebellieren.“

„Wie steht es denn mit dem Schloß?“ fragte Wieblich leise.

„Werner ist dem Baron schon unentbehrlich, alle Tage stecken sie zusammen“, lautete die ebenso leise Entgegnung.

„O du Teufelsjunge“, brach Wieblich los und eilte dem fröhlich emporspringenden Knaben entgegen, ihn hoch in die Luft schwenkend. „So ein Hauptkerl, ist kaum ein Schuß hoch und weiß mit allen Leuten fertig zu werden. Ich wette, du bist im Stall gewesen beim Frix.“

Werner strampelte heftig, bis er wieder auf der Erde war, dann lachte er alle der Reihe nach an und berichtete: „Ich habe mich was mit Frix erzählt, Onkel Forstmeister.“

„So, nur verzählt, wer's glaubt. Du bist sicher wieder auf einem Pferd gewesen.“

„Ein ganz klein wenig. Ich wollte nur sehen, ob der Fuchs auch so toll wirft wie der Rappe vom Baron“, setzte er listig hinzu.

Wieblich lachte: „Ich glaube wirklich, es ist an der Zeit, daß du ein Pony bekommst. Ich werde mal mit dem Vater sprechen. Wann hast du eigentlich Geburtstag?“

„Noch lange nicht, am 10. Oktober, dann werde ich sechs“, antwortete Werner, seine Augen blitzten, als er fortfuhr: „Meinst du ein Pony für mich allein?“

„Ja Werner.“

„Das mich gehört?“

„Dir ganz allein.“

„So eins, wie der Milchstüber hat?“

„Biel, viel schöner, Bube, das Pony ist doch schon ganz alt und bid. Was meinst du zu einem Braunen?“

„Ach, das ist mir doch ganz gleich“, sagte Werner aufgeregt, wenn ich nur eins bekomme. Aber Vater ruts nicht, sieh nur, er macht ein ganz ernstes Gesicht“, der Kleine blickte schon zu Walter hinüber, der in tiefes Sinnen verloren auf den Knaben blickte, welcher noch nicht ahnte, was die Zukunft ihm einstens bescheren würde an Glücksgütern dieser Erde.

Als alles um ihn her über die drollige Mutlosigkeit Werners lachte, wachte sein Vater auf und hörte, wie Lore tadelnd sagte:

„Herr Forstmeister, wecken Sie bei Bubi keine unerfüllbaren Wünsche.“

Werner ließ traurig das Köpfchen hängen und sagte resigniert: „Ich hab es ja gesagt, Onkel Forstmeister, so was gibts doch gar nicht.“

Verwundert blickte der Kleine auf, denn ein nicht enden wollendes Gelächter kam aus aller Munde, bei diesem so weise angebrachten Ausspruch.

„Hast recht, mein Junge, so was gibts doch gar nicht“, wiederholte der Forstmeister und strich dem Kleinen innig das dunkle Köpfchen.

„Aber ich wette, dafür gibts jetzt was anderes, und wir wollen uns darum dem Hause zuwenden. Bald fährt Christian vor und mit hungrigem Magen wollt ihr doch nicht nach Hause.“

Wieblich zog die Uhr.

„Wahrhaftig, schon sieben Uhr, da heißt es sich aber sputen. Gud, Bubi, da oben schaut schon der Mond um die große Tanne herum.“

Werner blickte verwundert zum Himmel empor, indessen seine kleinen Beinchen versuchten, mit denen des Forstmeisters Schritt zu halten. Wichtig, da war der Mond, etwas blaß zwar, aber doch völlig sichtbar, und drüben über die Wiese warf die Abendsonne noch mit voller Glut ihre schrägen Strahlen. Merkwürdig! Bubi dachte nach. Das hatte er doch noch nie gesehen, im Winter, wenn der weiße Mondschein schon den Schnee so funkeln ließ, wie lauter Silber, da war keine Sonne

mehr zu sehen gewesen. Das war auch gar nicht nötig, wo der eine alles hell machte, brauchte die andere nicht zu scheinen.

„Dunkel Forstmeister“, begann er mit seiner hellen Stimme, „das ist doch 'ne rechte Verschwendung vom lieben Gott.“

„Was, kleiner Werner?“

„Dass er Sonne und Mond zusammen scheinen lässt.“

„Dast recht, Bubi“, bekräftigte Wieblich lachend. „Verstehe auch nicht, warum der liebe Gott das tut, aber er wird wohl wissen, warum er's so und nicht anders macht.“

„Der liebe Gott kann alles, sagt Vater“, begann Werner wieder.

„Ja, mein lieber Werner, wir müssen ihn nur fleißig darum bitten.“

„Das tu' ich auch jeden Abend, Dunkel Forstmeister. Ganz ganz leise bitte ich darum, ich habe es dem Baron doch versprochen.“

„Was denn?“ fragte Wieblich und beugte sich zu dem Kleinen nieder, dessen klare Stimme ganz leise geworden war. —

Da schauten ihn die dunklen, leuchtenden Kinderaugen treuhertzig an, und der Mund lächelte:

„Ich will's dich sagen, Dunkel Forstmeister, aber sag's niemand weiter. Der liebe Gott soll dem Baron ein neues Kindchen bringen, damit er wieder fröhlich sein kann.“

Gerührt hob Wieblich den Knaben empor und flüsterte ihm ins Ohr:

„Ja, Werner, bitte nur fleißig den lieben Gott, dann schenkt er ihm sicher einen solchen lieben, kleinen Bub'n, wie du einer bist.“

„Meinst du wirklich, Dunkel Forstmeister?“ fragte Werner eifrig.

„Ganz gewiß, Werner, du mußt nur immer beten.“

„Das tue ich, Dunkel Forstmeister, kannst es mich glauben. Der arme Baron tut mich so leid. Aber weißt du, lachen kann er schon wieder. Der Baron sagt, nun, wo er nicht mehr so allein wäre — ich bin doch jeden Tag bei ihm — könnt er auch wieder lachen.“

Wir beide haben uns sehr lieb, Dunkel Forstmeister und ich soll ihn nur ruhig Baron nennen, hat er gesagt, nicht Herr Baron, wie der Vater, weil ich doch sein lieber Junge bin. Morgen erzähl' ich alles von dem Reh und dem Fuchs und dem Hasen. Er will immer alles wissen, was ich erlebt habe. Das ist doch wirklich nett von dem Baron.“

„Das finde ich auch“, bestätigte Wieblich und sah voll Liebe auf das warmherzige Kind.

Der Mond stand schon hoch am Himmel, als Rutscher Christian sorglich seine Rappen durch die Waldungen lenkte. Es ging ganz socht dabei zu, denn sein vergötterter Liebling, der kleine Werner, war, zwischen den Eltern sitzend, fest eingeschlafen, und diese sahen ganz still und träumten hinaus in das Mondesglänzen und Walde rauschen. Auf den weichen Sandwegen lief der Wagen leise seine Bahn und das Fußgetrappel wedte nur gedämpfte Tante.

Frühlingsmondnacht! Zauber des deutschen Waldes. Ferne Märchen steigen empor, alte Zeiten werden wach, süße und wehmütige Erinnerungen nehmen Gestalt an in verhaltener Lust und Qual. Ein silberner Dämmerchein liegt über der Landschaft und dämpft wohlthuend die Erregungen der Seele.

„Walter?“ Wie gärtlich Lore's Stimme klang; sie sah nach der Hand des schweigenden Mannes. „Warum sagst du nichts?“

„Weil ich so viel zu denken habe.“

„Was denn, liebster Mann?“

„Ich frage mich, was Frau Lore dachte, als sie in den Wipfel des Eichbaums starrte.“

Silberhell lachte Lore auf, beugte sich dann aber ganz erschreckt zu dem schlafenden Knaben. Hatte sie ihn gewedt? Nein, er schlief den süßen, festen Schlaf des gesunden Kindes, da lachte sie noch einmal neckisch, übermütig, wie nur der lachen kann, der sich sicher geborgen weiß in Liebe und Glück.

„Wirst du auch nicht zu eitel werden, wenn ich dir's ver-rate?“ fragte sie dann leise.

„Ich will mir Mühe geben, liebes Weib.“

„Ich dachte, daß der Himmel es doch gut mit mir im Sinne hatte, als er mir die schwere Leidenszeit schickte, denn ohne diese wäre ich ein's anderen Weib geworden und hätte nie erfahren, wie glücklich mich die Liebe meines eifersüchtigen Herrn und Meisters machen kann.“

„Lore, sieh mir ins Auge. Ist es wirklich wahr? Flog heute bei dem Wiedersehen keine Regung des Bedauerns durch deine Seele, auch kein Mitleid?“

„Nein, Walter. Dir und deiner Liebe habe ich mich verschrieben von nun an bis in Ewigkeit.“

Feierlich klangen die leisen Worte an das Ohr des noch immer zweifelnden Mannes, und mit schwerer Betonung fielen

seine Worte: „Nicht, als du sagst, daß er — nicht verarschen hat?“

„Glaubst du das wirklich, Walter?“ fragte sie so voller Befriedigung, daß er sie ganz erschrocken anblickte, indessen sie eifrig fortfuhr: „Daselbe habe ich auch bemerkt. Er starrte mich immerzu an — und — —“

„Und das macht dir Freude, Lore?“ unterbrach er sie ta-delnd.

„Weil es eine gerechte Strafe für ihn wäre.“

„Wofür?“

„Nun, da er sich mir gegenüber so unehrenhaft benommen hat.“

„Unehrenhaft ist wohl ein zu krasser Ausdruck.“

Frau Lore vergah in ihrer Empörung, daß sie es hatte verschweigen wollen, und sprudelte los: „So, nennst du das vielleicht ehrenhaft, wenn man sich um die Liebe eines jungen Mädchen bewirbt und sich dann schweigend, ohne ein Wort der Erklärung, jählings zurückzieht, weil der Vater ein Verbrecher ist?“

„Er hat sich richtig um dich beworben, Lore?“

Erschrocken über ihre Unvorsichtigkeit, fühlte die junge Frau eine tiefe Röte in ihr Gesicht emporsteigen. Was hatte sie da ausgeplaudert!

„Ich frage dich, ob er um dich angehalten hat, Lore?“

„Ja“, sagte sie kleinlaut und blickte ängstlich zu Christian empor, ob er auch nichts Höre von der halbblanten Unterhaltung, aber der schien so vor sich hinzudufeln.

„Wann denn?“

„Am Abend vor dem Tode meines Onkels, Walter, aber nun bitte ich dich, laß alles weitere ruhen“, bat sie ganz ver-stört.

„Nein, Lore, ich muß alles wissen“, forderte er ernst. „Sei nicht töricht, kleine Frau, du mußt doch Sträußen zu mir haben, ich bin kein heißblütiger Jüngling mehr.“

„Ach Walter, in dem Punkt seid ihr Männer unberechenbar“, antwortete sie mit drolliger Altflugheit. „Man kann Euch nicht über den Weg trauen. Eifersüchtig seid ihr alle.“

„Das ist doch ganz gleichgiltig, Lore.“

Der Assessor hing an, ungeschuldig zu werden über dieses Hinhalten, und er fragte ganz plötzlich: „Hat er dich vielleicht sogar geküßt?“

Da war es ja, das Unheil. Lore nickte nur und dann flossen die Tränen, die sie heimlich abwischte. Walter sah es nicht, finstern blickte er in das Waldesdämmerlicht und rang nach Ruhe. Er war, wie Lotte herausgeföhlt hatte, eifersüchtig, richtig eifersüchtig. Er hätte es nie für möglich gehalten. Aber den Teufel noch mal, da sollte einer nicht eifersüchtig werden, wenn er erfährt, daß ein solcher bildhübscher, lebenslustiger Cavalier seine Frau geküßt habe.

„Wie oft hat er dich denn geküßt?“ fragte er streng, glaubte er doch, die beiden hätten verschiedentlich als Liebespaar Zusammenkünfte gehabt.

„Das weiß ich nicht.“

Lore blickte ihn ganz verblüfft an, ihre Tränen versiegten plötzlich und sie setzte empört hinzu: „Aber Walter, so was zählt man doch nicht in solchem Augenblick.“

Als der eifersüchtige Mann nun in das verstörte liebe Gesicht blickte, in die leuchtenden Augen, die in unschuldiger Reinheit zu dem geliebten Mann emporstauten, beugte er sich in heiß aufwallender Liebe zu ihr hin und küßte ihr die sprühenden Augen, den zuckenden Mund, gärtlich flüsternd: „Du bist mein?“

„Ich bin dein“, jubelte Lore, und schon stahl sich ein Lächeln in ihre Wehmut, ihr Gesicht mild verklärend, wie rings um sie her das silberne Mondeslicht den nächtlich schlafenden Wald.

Sie hatten Frieden geschlossen; Walter fragte nichts weiter. Es sollte ruhen, was vergangen war. Hand lag in Hand, so fuhren sie heim durch die flimmernde Mondnacht.

„Das wäre ja wohl alles für heute, Erdmann“, schloß der Administrator das Gespräch und wandte sich wieder dem Schreibtische zu.

Der alte Inspektor blieb zögernd stehen, er hatte noch etwas auf dem Herzen. Walter wendete sich dem Schreibtische zu.

„Na, noch etwas von Bedeutung, Erdmann?“

„Daß es gerade sehr wichtig ist, will ich nicht gesagt haben, Herr Leutnant, besonders nicht für Sie, der Sie ihn gar nicht gekannt haben. Aber doch, wenn man denkt, daß das Sprichwort sagt: „Ehrlich währt am längsten“, so könnte man bei ihm sagen: „Und Diebstahl nährt seinen Mann“. Unjereins plagt sich redlich und kommt dabei auf keinen grünen Zweig, und der da, der sitzt nun bei der Rolle. Man muß ihn nun wohl „Herr Rittergutsbesitzer“ nennen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Denkspruch.

Die Poesie soll ihren Weg nicht durch die kalte Region des Gedächtnisses nehmen, soll nie die Gelehrsamkeit zu ihrer Auslegerin, nie den Eigennutz zu ihrem Fürsprecher machen. Sie soll das Herz treffen, weil sie aus dem Herzen floß, und nicht auf den Staatsbürger in dem Menschen, sondern auf den Menschen in dem Staatsbürger zielen.

Schiller.



## Ein Glückstraum.

Novelle von Maxime Audouin.

(Nachdruck verboten.)

### I.

„Zwölf Prozent!“ rief der Vater Jacques verduht. „Ist es möglich!“ stammelte auch die Mutter Jacques, indem sie naiv verwirrt die Hände faltete.

Herr Gustave strich nachlässig mit seinem kleinen Finger die Asche seiner Zigarette auf die Untertasse ab.

„Jawohl!“

„D.“ sagten Tante und Onkel Kosier stolz, „was ist doch unser Gustave für ein Pfißikus!“

„Zwölf Prozent; ja, aber dann . . .“

Unter der Einwirkung eines und desselben Gefühls ließen Vater und Mutter Jacques den Satz unvollendet, der ihnen gleichzeitig auf die Rippen gestiegen war, und nahmen in Gedanken eine kleine Rechnung vor.

Die Kosiers, ihre Wirtsleute und auch ihre Nachbarn, denn diese bewohnten das Parterre des Hauses, in welchem sie selbst das einzige Stockwerk innehatten, hatten sie an diesem Morgen eingeladen, ungeniert den Kaffee mit ihnen einzunehmen, ihrem Neffen Gustave zu Ehren, der, in einem Pariser Bankhause angestellt, ihnen seinen freien Sonntag widmete.

Die Tante Kosier hatte eben einen selbstgebrauten Biskor auf den Tisch gesetzt, und das Gespräch hatte sich den immer wachsenden Anforderungen des täglichen Lebens zugewendet, und wie schwer es heutzutage war, kleine Kapitalien nutzbringend anzulegen.

„Aber wie kommt es denn,“ fuhr die Mutter Jacques fort, „daß man solche Zinsen zahlen kann?“

Herr Gustave leerte sein Glas und versetzte mit ruhiger Sicherheit:

„Das ist ganz einfach, meine verehrte Dame.“

„Ohne das Kapital anzuhören?“

„Nun, das versteht sich; das wäre ja eine merkwürdige Spekulation!“

„Nun, ein solcher Unterschied . . .“

„Zwischen dem, was Ihnen Ihr Geld jetzt einbringt und dem, was meine Firma zahlt, nicht wahr?“

„Ja.“

„Nun?“

„Nun, ich meine, das Geld muß nicht sehr sicher sein.“

„Warum denn nicht?“

„Ja, ich weiß nicht, ich verstehe ja nicht viel von Ihren Börsengeschäften, aber es kommt mir so vor . . . Was meinst du, Jacques?“

„Nun, ich glaube, meine Frau hat recht.“

Herr Gustave zuckte die Achseln.

„Lieber Gott, was ist die Provinz doch rückständig! . . . Da würde man nur seine Zeit und Mühe verlieren, wenn man sie aus ihrem alten Schlendrian herausbringen wollte.“

Es trat eine Pause ein, die Herr Gustave benutzte, um sich ein zweites Glas Biskor einzugießen, während die Mutter Jacques auf den Gegenstand zurückkam.

„Wie wär's, wenn Sie uns die Sache erklärten?“

„Wozu? Ihre Ansicht steht ja doch fest.“

„Durchaus nicht . . . und außerdem kann man sich doch über eine Sache unterrichten.“

„Meinetwegen, mich geht's ja eigentlich nichts an; ich beziehe mein Gehalt und damit basta; auf Kommissionen laß ich mich nicht ein.“

Nach dieser Einleitung stürzte sich Herr Gustave in lange Erklärungen, jonglierte mit Zahlen, stellte Bilanzen auf, und das alles in Ausdrücken, von denen die Jacques nicht viel verstanden, die aber trotzdem einen starken Eindruck auf sie machten.

Als der junge Bankbeamte seine Rede mit dem Worten schloß: „Ich hoffe, nun endlich Ihre Einwürfe zerstreut zu haben,“ da nickte der Vater Jacques zustimmend und überzeugt mit dem Kopfe.

### II.

Seine Frau, die klüger und auch mißtrauischer war, hegte wohl noch einige Zweifel; die genaue Bedeutung dieser großen Worte, mit denen der Kommiss so vertraut schien, entging ihrem Verständnis. Trotzdem lockte sie der Köder der zwölf Prozent. Außerdem konnte man sich doch auch nicht denken, daß der eigne Neffe der Kosiers sie, deren Freunde, „hineinlegen“ wollte. Die Versuchung war zu stark, um die Mutter Jacques nicht in der bestigsten Weise aufzuregen.

„Zwölf Prozent, ja, aber dann . . .“

Nach einer neuen Kopfrechnung und, nachdem sie ihren Mann angesehen, fragte sie in gleichgültigem Tone:

„Wird jede Summe genommen?“

„Ja, die kleinsten Summen; natürlich zum Betrage eines Anteilscheins.“

„Und die Anteilscheine kosten?“

„Hundert Francs.“

„Also jeder Anteilschein von hundert Francs bringt . . .“

„Zwölf Francs . . . Sehen Sie, ich habe gerade einige bei mir, wollen Sie sie sehen?“

„Gern.“

Herr Gustave holte aus seiner Tasche eine prächtige Brieftasche hervor und entnahm ihr Papiere mit Zigaretten, Unterschriften und Stempeln, die einen sehr würdigen Eindruck machten.

Die Anteilscheine wanderten von Hand zu Hand, und schließlich warf die Mutter Jacques ihrem Manne einen Blick zu.

„Man könnte ja mal versuchsweise einen nehmen; was meinst Du, Mann?“

„Ja, gewiß, dabei riskiert man ja nicht viel.“

„Sie haben Geld anzulegen?“ fragte Herr Gustave nachlässig.

„D!“ versetzten die beiden Alten gleichzeitig.

„Wir sind keine Kapitalisten.“

„Wir haben ein paar Pfennige,“ erklärte der Vater Jacques.

„Nicht viel,“ bestätigte seine Frau. „Und es ist uns schwer genug geworden, etwas beiseite zu legen . . . Man lebt ja bescheiden, aber man verdient ja auch nur wenig.“

In diesem Tone erzählte sie weiter, während Herr Gustave scheinbar aufmerksam zuhörte und seine Zigarette rauchte.

„Ja, es ist uns schwer genug geworden! Wir besaßen nichts, als wir uns verheirateten, und mußten uns alles anschaffen . . . Mein Mann erbte ein Stück Feld von seinen Eltern, das war alles . . . Aber von unserem Verdienst haben wir uns etwas zusammengespart. Ich bin Näherin und verdiene außer den Mahlzeiten täglich 25 Sous; mein Mann geht auch noch hier und da als Gärtner auf Tagelohn; obgleich er Rheumatismus in den Beinen hat, verdient er doch ohne die Mahlzeiten 50 Sous. So arbeiten wir seit 35 Jahren, damit wir vor dem Glend geschützt sind, wenn wir einmal aufhören müssen . . . Denn man hat doch seinen Stolz und möchte niemand zur Last fallen.“

(Schluß folgt.)

## Ein chinesisches Familiendrama.

Die chinesischen Auslandsschulen werden von Schülern des verschiedensten Alters besucht: es sitzen dort Schüler von 9 bis 35 Jahren auf den Schulbänken. Oft besuchen Vater und Sohn gleichzeitig dieselbe Klasse und wettkämpfen um den ersten Platz, wodurch zwischen schweren Familienkonflikten heraufbeschworen werden.

Eines Tages bemerkt einer der Lehrer, daß ein Knabe fehlte. Er erkundigte sich nach dem Grunde und erhielt vom Klassenprimus die Antwort:

„Entschuldigen Sie, aber Li-ho-waod befindet sich nicht wohl.“

Lehrer: „Was fehlt ihm denn?“

Klassenprimus: „Sein Vater hat ihn gestern abend durchgeprügelt, so daß er nicht liegen und stehen kann und deshalb konnte er heute nicht zum Unterricht kommen.“

*Behr:* „Dann ist er wohl sehr ungezogen gewesen, wenn ihn sein Vater so schlimm geprügelt hat. Was hatte er denn getan?“

*Klassenprimus:* „Er hatte gelacht, Herr Lehrer, als Sie seinem Vater gestern Hiebe gaben, weil der seine Aufgabe nicht wußte.“



**Ein Besuch im Labyrinth.** Der französische Dichter Henry de Régnier hat auf einer Mittelmeerreise die Insel Kreta und das alte Labyrinth, die Behausung des mythischen Minotaurus, besucht und erzählt davon in einem fesselnden Aufsatz. Die berühmte Insel tauchte von hellem und strahlendem Sonnenlicht umflossen aus dem tiefblauen Meere auf. Ein hohes Gebirge krönte den Horizont mit seinem schnee-schimmernden Gipfel. Doch das heutige Leben schläft auf der Insel; um so lauter aber reden die uralten Vergangenheit, die durch die neuesten Ausgrabungen des Engländers Evans wieder auferstanden sind. In dem Museum von Randia sind die Reste sorgfältig gesammelt. Neben verstümmelten Statuen und Fragmenten, neben Urnen und Vasen lenken hier in Holz gerahmte Fresken die Aufmerksamkeit auf sich. Auf dem einen sind Delphine dargestellt in höchst zarter und sorgsamer Linienführung. Daneben ein Stier, der sich auf einen Menschen vor ihm stürzt, während ein Akrobat und Luftspringer in seltsamer Stellung auf seinem Rücken voltigiert. Der Stier, dieses dem kretischen Kulte eigene Ungeheuer, kehrt auch auf anderen Bildern wieder. Feine und kostbare Schmucksachen der Kleinkunst erfüllen die Vitrinen; zwei puppenhafte Figürchen aus bemalter und glasierter Erde zeigen die überzierliche Art der archaischen Kunst. Ihre Gewänder, mit Spizen, Volants und Puffen aufs eleganteste ausgeziert, fallen in zahllosen Faltungen herab; die überschlank, gebrechliche Taille umschließt eine elegante Korsetage. Sie haben etwas Kokett-schmelzendes und Verführerisches. Aus ältesten Zeiten stammend, haben sie die moderne Stimmung, die auch den Mythos der Lastphas heute wieder mit neuem Leben erfüllt. Doch noch lauter wird das Alte zur frischen Gegenwart, wenn man in einem alten gebrechlichen Wagen nach dem Schaulatz dieser grausamen und sagenhaften alten Gefährten fährt, nach dem Labyrinth in Anossos, das die moderne Archäologie wie mit einem Zauberstabe aus den Gräbern der Erde wieder hat entstehen lassen. Auf dem sahlen Grün der Oliven leuchtet die Sonne, man fährt nicht sehr lange, ein Fußpfad führt auf einen Gipfel; dann ist man in dem Palast des Königs Minos zu Gaste. Und es geleitet an Stelle des toten Königs den stammenden Warden der jetzige Besitzer dieser weiten Räume, Evans, der vor langer Zeit diesen Wunder bergenden Hügel gekauft hat und seit etwa sechs Jahren die schlummernden Schätze ans Licht gefördert, ebenso die vielverzweigten Mauern des Schlosses wie die einzelnen mühsam zusammengesetzten Stücke der Vasen und Schmucksachen. Nur langsam findet man sich zurecht in diesen zahlreichen Sälen und zahllosen Räumen, die zum Teil noch völlig unbeschädigt aufragen in diese stille ernde Landschaft, die nicht unterbricht in ihrer Eintönigkeit als sanft gewellte Hügel und abschließend das blaue Band des Meeres. Enge Höfe, durch die das Licht sparsam einfällt, liegen zwischen den endlosen Sälen; durch enge Gänge sind sie untereinander verbunden. Gehöfte schließen sich an, in deren Speichern das Korn sich häufte und in deren Kellern Wein und Öl lagerte; die großen in die Erde eingegrabenen Amphoren und Krüge sieht man noch jetzt; auch Waffenarsenale gab es und Archive, in denen die Berechnungen und Dokumente auf Täfelchen eingegraben waren in heute noch nicht enträtselten, für was toten Buchstaben. Doch in deutlichen Reden erzählt dieses machtvolle Gebäude und beschwört die Silber der frühen Zeit herauf. Auf diesem hohen Steinthrone hat wohl Minos gesessen, die Augen gerichtet auf die Mauern, deren Fresken in lebhaften und starken Farben erglänzten, von seinen Dienern umgeben, die Bericht erstatteten über alles, was in den weiten Hallen dieses Hauses sich ereignete. Die wachenden Krieger rasselten mit den Waffen und aus der Tiefe bringt wohl gar dumpf an sein Ohr das Schnauben des Tieres, dem die Jungfrauen erbarmungslos hingepferkt werden. In verschwiegeneren Gemächern schmückten sich die Frauen des Herrschers, taten die Halsketten und die Gefänge um, die jetzt wieder aufgefunden, schmückten ihre Gesichter und legten ihre feinen Gewänder an, jene eleganten Korsetagen, jene Volants und zarten Gewebe, die an den Figuren des Museums das Entzücken erregten. So werden diese alten Mauern in dem Reisenden merkwürdige Impressionen ....

## Humor.

**Ein guter Geschäftsreisender.** Chef (zum Bewerber): „Ihre Zeugnisse sind ja ausgezeichnet. Sie scheinen ein tüchtiger Reisender zu sein. Hoffentlich liegt sonst nichts Gravierendes vor?“

**Bewerber:** „Doch, ich habe eine dreimonatliche Gefängnisstrafe verbüßt.“

**Chef (lächl):** „Wirklich? Dann bedaure ich, daß ich Sie nicht — — Deshalb sind Sie denn verurteilt worden.“

**Bewerber:** „Weil ich einen Menschen, der mir keine Bestellung machen wollte, halb tot geprügelt habe.“

**Chef:** „Sie sind engagiert.“



## Rätsel und Aufgaben.

### Buchstabenrätsel.

a a a a c e e e e d b e e e e e e e e e e e e e e f h h h h h h  
 i m m m m m u u u o o r r r r r  
 r s s t t

Aus vorstehenden 63 Buchstaben sollen 13 Hauptwörter gebildet werden, deren Anfangsbuchstaben den Namen eines Dichters nennen. Die Wörter bezeichnen aber in anderer Reihenfolge: einen Zeitaktschnitt, ein Maß, einen Anabennamen, eine Blume, ein Fahrzeug, ein Handtier, eine Stadt in Hannover, eine Stadt in Westfalen, einen Mädchennamen, einen Anabennamen, einen Fuß, Handwerkzeug und eine Stadt in Westfalen.

### Defizit-Aufgabe.

At — berg — burg — brief — et — dant — en — fried —  
 gar — heim — haus — in — no — ra — so — schrank — schrift  
 — tat — wit — gras — tin — no.

Aus vorstehenden 22 Silben bilde man 11 dreisilbige Wörter, indem man die fehlende, allen Wörtern gemeinsame Mittelsilbe, hinzusetzt. Die Anfangsbuchstaben der richtig geordneten Wörter nennen einen Komponisten.

### Schieberätsel.

Düsseldorf, Magdeburg, Kaufate, Pottenschan, Saß, Versäcker, Seehafen, Linie, Raufsch, Ständchen, Nord.

Vorstehende Wörter sollen untereinander gestellt und sei wärts derartig verschoben werden, daß in zwei senkrechten Buchstabenreihen zwei Länder Europas zu lesen sind.

### Rebus.



### Lösungen aus voriger Sonntags-Nummer.

#### Worträtsel.

Wechsel	--	Selters
Jahr	--	Sarnoo
Erich	--	Richmond
Donner	--	Neroi
Infa	--	Kate
Emma	--	Marie
Saale	--	Leber
Amor	--	Morgen
Wäse	--	Senat
Tanger	--	Gerste

Wie die Saat so die Ernte.

#### Rebus.

Stille Wasser sind tief.



## Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

### Schön gesagt.

Junge Dame: „Ich weiß nicht, die See-Bäder scheinen mir garnicht zu bekommen.“

Referendar: „Gnädiges Fräulein können jedenfalls solche see-lischen Aufregungen nicht vertragen!“

### Bescheiden.

„Du machst ja ein so vergnügtes Gesicht, ist die Inventur denn so günstig ausgefallen?“

„Ja, denke Dir nur, wenn mein Geschäft so weiter geht, bin ich schon in fünfhundert Jahren Millionär!“

### Der liebenswürdige Schwiegersohn.



Menageriebesitzer (erklärend): „Wir kommen jetzt zu den Raubtieren, meine Herrschaften; hier sehen Sie zunächst ein Löwenpaar, daneben den bengalischen Tiger und in den Käfigen rechts und links neben dem Eingang je einen Schakal — die Dame an der Kasse ist meine Schwiegermutter!“

### Die überlistete Katze und die schlaunen Mäuse.



#### Immer derselbe.

Auktionator (im Wirtshaus): „Zu welchem Preise kann ich speisen?“  
Kellner: „Zu einer Mark, eine Mark fünfzig, zwei Mark.“  
Auktionator: „Also zwei Mark zum ersten, zweiten und letzten Male.“

#### Im Konzert.

A.: „Der Tenorist Fistelmeier singt ja heut' ohne Endel!“  
B.: „Sollte er seinen Reklitopfdeckel verlegt haben?“

#### Kühner Gedanke.

„Ja, wenn i wüßt, daß die Enthaarungsmittel was nützen, würd' i meiner Alten was in de Bahnbürsten 'neinschmier'n!“

#### Ahnungsvoll.

Fritz: „Freue Dich Karl, morgen giebt's Ferien!“  
Karl: „Aber auch Beugnisse!“

#### Dilemma.

Meister:  
„Junge, schwah' nich' so velle ungeremtet Zeug.“  
Schusterjunge:  
„Na nu, Meester! Jestern sagten Se doch, ich solle nich' so velle Zeit uf det Dichten vertrödeln.“



#### Guter Rat.

Dichter (zu einem Theaterdirektor): „Zu welcher Saison meinen Sie wohl, Herr Direktor, könnte ich am geeignetsten mein neues Drama aufführen?“  
Direktor: „Ich will Ihnen einen guten Rat geben: lassen Sie die Obstzeit erst vorüber sein!“

#### Sille Betrachtung.

„Herrgott, wär' das schön, wenn mei' Alte 'n Haupttreffer wär' und 'n Anderer tät' sie g'winnen!“

#### Missverstanden.

„Wie viele Steine mögen zu diesem Turm gegangen sein?“  
„Rund fünfzigtausend!“ — „Und etlige?“

#### Das schreckliche Kind.

Fritzchen (zum Besuch in einer kleinen Stadt): „Nicht wahr, Onkel, Du bist Ireenarzt?“  
Onkel: „Warum nicht gar, wie kommst Du darauf?“  
Fritz: „Papa sagt immer zu Hause, die Leute, die Onkel zum Arzt nehmen, müssen verrückt sein!“



#### An einen Dichter.

Gast Du Muse,  
Gilst zur Muse! —  
Gönn der Muse  
Auch die Muzel! —

#### Phantastie.

Fremder: „Kinder, warum springt Ihr denn wie toll um den Brunnen herum?“  
Dorfkinder: „Na wir spielen doch ‚Spring-Brunnen‘!“

#### Logisch.

A.: „Der Meier ist in der letzten Zeit ganz auf den Hund gekommen, und doch sieht er so vergnügt aus!“  
B.: „Dann wird's ihm eben pudevul wohl sein!“

#### Boshaft.

„Nun, hast Du das beherzigt, was ich Dir gestern über Deinen Zähzorn sagte?“  
„Gewiß, als mir ein Freund heute das Bier umwarf, hatte ich auf der Zunge: „Du bist der größte Esel“, dachte jedoch an Dich und schwieg!“



#### Scherz-Frage.

Was ist teurer, elektrisch Licht oder Gas?

Antwort: Elektrisches Licht, weil das Gas sich selbst verbrennt.

#### Gedankensplitter.

Je mehr man versteht, desto weniger wird man verstanden.

Ohne Zweifel macht man ein schlechtes Geschäft, wenn man Goldsachen versilbert.

— 3 —

### Im Hotel garni.



Gast: „Kellner! Tragen Sie einmal diesen Hasen ab, der riecht ja ganz abscheulich!“

Kellner (für sich): „Ach, das muß ich jetzt schon fast acht Tage lang von den Gästen hören. Wenn das noch ein paar Tage so fort geht, muß er schließlich doch noch auf der Karte gestrichen werden!“



### Das kranke Kind.

Eine Geschichte aus der menschenärztlichen Praxis.

Man unterscheidet bekanntlich Tier- und Menschenärzte. — Die ersteren haben entschieden den Vorzug! — Das Tier ist nämlich, wenn vielleicht etwas mehr stumpfsinnig, so doch fügsam, willig und brav. Das Haustier wenigstens. Man kann ihm, falls man dies einigermaßen schlau anfängt, die Medizin zwischen das Futter mischen, kann es in den Stall sperren, in welchem es geduldig auf der Streu liegen bleibt, bis es wieder gesund ist usw. usw. Dabei beansprucht es nicht, in's Bad geschickt zu werden, verlangt von keinem Arzt nichts unmögliches und macht ihm überhaupt nicht noch durch unmotivierte Einwendungen seinen schweren Beruf noch schwerer. — Nicht so der Mensch. —

Mein Freund, der Sanitätsrat Dr. M. (ein Menschenarzt!), war ein sehr langmütiger Mann. Er kam stets, wenn er gerufen wurde, mochte es regnen, hageln, schneien, frühmorgens oder spät in der Nacht sein. Allerdings vergaß er dann auch niemals die Anzahl der von ihm gemachten Visiten und der verschriebenen Rezepte gewissenhaft zu notieren und seine Rechnungen auch recht bald nachher energisch einzufassieren; aber wer hätte ihm dies wohl verdienen wollen? Er war eben außer seiner Eigenschaft als Menschenarzt auch noch selbst ein Mensch und wollte als solcher leben. Dies kann man ohne Geld eben nicht fertig bringen! —

Stürzlich wurde er nun mitten in der Nacht plötzlich zu einer ihm bisher vollständig fremden sogenannten vornehmen Familie gerufen. Dr. M. erschien sofort. —

Als er in das hochherrschastliche Haus eintrat, bemerkte er augenblicklich an der ängstlichen Aufregung der gesamten zahlreichen Dienerschaft, daß es sich um einen sehr ernsten Krankheitsfall handeln müsse. Alles lief über die zollhohen, weichen Smyrnateppiche mit Filzschuhen auf den äußersten Beheuspitzen umher, und er selbst wurde auf das dringende aufgefordert, sich schon unten auf dem Hausflur seiner Stiefel zu entledigen. Dann führte man ihn geräuschlos bei mattem, gedämpftem Lampenlicht in den ersten Stock hinauf. So trat er leise, ganz leise durch die halbangelehnte Tür eines prächtig eingerichteten Vorzimmers, in welchem es ungewöhnlich stark nach Eau de Cologne duftete, wahrscheinlich zur Vertreibung des Krankengeruchs.

Es handelte sich um das Kind, das einzige Kind des Hauses, den kleinen fünfjährigen Willibald. — Gleich verstört, mit rotgeränderten Augen trat ihm das tiefgebeugte Elternpaar entgegen. Kaum hatte unser guter Sanitätsrat Zeit gehabt, sich den ihn bisher gänzlich unbekanntem überaus aristokratischen Leuten vorzustellen, als auch schon die Dame des Hauses unter dem Aufschrei: „O, Herr Doktor, liebster, bester Herr Doktor, retten Sie unser armes unglückliches Kind!“ auf ein gerade zur Hand befindliches, höchst bequemes Fauteuil niedersank. Es war ein ergreifendes, tief ergreifendes Bild. —

So gelangte er in das Schlaf- respektive Krankenzimmer, gefolgt von den ihn ängstlich beobachtenden Eltern. Auf seinem weichen, schneeweißen Babybettchen lag das unschuldige Objekt sorgsamster unaussprechlicher Affenpardon! Elternliebe im tiefsten Schläfe und mit hochgeröteten, knallrunden Wäckchen unter den denkbar regelmäßigsten Atemzügen. Der brave Sanitätsrat war vollständig — baff! —

„Aber gestatten Sie, meine Hochverehrten“, meinte er nachdem er leise den Puls des Kleinen in die Hand genommen und denselben absolut normal befunden hatte, „weshalb haben Sie mich denn bloß mitten in der Nacht hierher rufen lassen? Der Junge ist ja unverschämt gesund! Ich sehe den Knaben zwar heute zum allerersten Mal, aber ich möchte behaupten, daß derselbe noch niemals krank gewesen ist!“

Das ging den tiefführenden feingebildeten Eltern denn doch über die Gutschnur. „Was?!“ schrieen sie beide zu gleicher Zeit im Tone der höchsten Entrüstung, „was?! Und das sagen Sie, der hochberühmte Mediziner? Sehen Sie denn nicht, daß unser armer Billy schon seit zwei Monaten nicht mehr gewachsen ist?!“



### Auf dem Weg zum Standesamt.



Bräutigam: „Ach, Else, mir wird ängstlich, alle Leute sehen mich so mitteilidig an.“





„Was Paula, Du schreibst an Deinen Geliebten einen Brief aus dem Briefsteller?“  
 „Ja, weißt Du, ich bin mir eben über meine Gefühle noch nicht klar.“

Überall gleich.

Ich suchte an des Waldes Saum  
 Ein Plätzchen mir im Schatten,  
 Und streckte unter einem Baum  
 Mich hin auf grünen Matten.

Da sah ich, wie im Dämmerchein,  
 Durchs Laub der jungen Äste  
 Ein allerliebtestes Vögelein,  
 Allein in seinem Neste.

Doch es gab keinen Laut von sich,  
 Und blinnte hin und wieder  
 Bald rechts, bald links, wie ärgerlich,  
 Dann auf die Flur hernieder.

Drauf ging es laut im Neste her,  
 Ein Zwitschern beider Seiten, —  
 Ich dacht', das ist gewiß der Herr,  
 Denn 's klang wie heft'ges Streiten.

Und als sie mit den Flügeln gar  
 Einander angefächelt,  
 Da ward es mir so sonderbar,  
 Ich habe still gelächelt.

Und als ich so in süßer Ruh',  
 Das Aug' emporgehoben,  
 Still sah dem Lauf der Wolken zu  
 Am blauen Himmel droben.

Das Vögelein hat mich angeschaut,  
 Als wollt' es mir was sagen,  
 Als hätt' es mir gern was vertraut,  
 Als wollt' es mir was klagen.

Und als die Sonne still verschwand,  
 Da kam von fern gezogen,  
 Bestäubt das fedrige Gewand,  
 Ein zweites angefliegen.

Er kam wohl gar zu spät nach Haus,  
 Der läuderliche Gattel  
 Sie stieß ihn wild zum Nest hinaus;  
 Ob sie wohl Galle hatte?

Erhob mich leis' und ging nun fort.  
 Ob ich's daheim berichte?  
 So geht es, dacht ich, hier wie dort  
 Dieselbe Eh'geschichte!

Durch die Blume.

Junger Dichter: „Nun, wie gefallen Ihnen meine Gedichte?“  
 Verleger: „Großartig! Man kann Sie ruhig „Schiller“ an die Seite stellen. Wären Sie dessen Zeitgenosse gewesen, so würde ich dreist behaupten, er hätte seine Gedichte fast wörtlich von Ihnen abgeschrieben!“

Ein Zeitkind.

„Was möchtest Du denn am liebsten werden, Mädchen?“  
 „Ein Dienstmädchen?“  
 „Wie, ein Dienstmädchen?“  
 „Ja wohl, weil ich dann meiner Mutter kündigen könnte.“

Unterschied.

Erster Student: „Aber Mensch, wie schäbig siehst Du denn aus, weshalb trägst Du Dich denn nicht elegant; kennst Du das Sprichwort nicht: Kleider machen Leute!“  
 Zweiter Student: „Ganz recht, aber Leute machen mir keine Kleider mehr!“

Mutterliebe.

„Warum haben's mir denn verschwiegen, daß Sie Kinder besitzen. Ich hätt' Ihnen dann die Wohnung nicht vermietet.“  
 „Aber schau's her, meine Kinder sind ja überhaupt gar keine Kinder nicht, das sind lauter Engel'n.“

Bezeichnend.

Gräfin (nach Hause kommend): „Singt meine Tochter noch!“  
 Diener (erleichtert): „Nein, Frau Gräfin, sie hat eben etwas nachgelassen!“

Aus der Schule.



Schulmeister (der einen Jungen prügelt und bemerkt, daß demselben zwei Bürste aus den Taschen heraushängen): „Was ist's denn mit die Bürst' da?“  
 Junge (heulend): „Die hätten's kriegt, wenn Se mich nit gehauen hätten!“

Einfache Folgerung.

Sie: „Wie, einen Spaß bringst Du von der Jagd mit?“  
 Er: „Bestes Kind, Vogel-Strauße laufen eben mal bei uns nicht herum!“

Lakonisch.

Herr: „Ist Dein Papa im Comptoir, Kleiner?“  
 Knabe: „Ja.“  
 Herr: „Was macht er denn?“  
 Knabe: „Bankrott.“